

Das
Karl Kraus
Lesebuch



Das Karl Kraus Lesebuch

Herausgegeben
von
Hans Wollschläger



WALLSTEIN VERLAG

Bibliothek Janowitz
Herausgegeben von Friedrich Pfäfflin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2024
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond und der Thesis
Umschlaggestaltung: Marion Wiebel, Göttingen
Frontispiz: Karl Kraus, fotografiert von Charlotte Joël im Mai 1921
Druck und Verarbeitung: Friedrich Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-8353-5612-2

Inhalt

VORWORT: VOM WAHNSINN DES UNTERFANGENS — 9

I. 1891—1913

DIE UNABHÄNGIGEN — 15

ATTA TROLL — 18

WITZBLÄTTER — 19

SITTICHKEIT UND CRIMINALITÄT — 27

SALOME — 47

KUNSTKRITIK — 58

EIN UNHOLD — 58

TECHNIK UND TOD — 69

KAISERWORTE — 71

ABFÄLLE — 74

DIE REVERENZ — 75

NULLA DIES ... — 77

FAHRENDE SÄNGER — 85

KEHRAUS — 94

GERICHTSPSYCHIATRIE — 97

MENSCHENWÜRDE — 101

DAS ERDBEBEN — 104

POLITIK — 111

TAGEBUCH — 114

DAS EHRENKREUZ — 119

DIE CHINESISCHE MAUER — 122

SCHRECKEN DER UNSTERBLICHKEIT — 134

DIE MÜTTER — 139

ZWEI LÄUFER — 142

DER MAIKORSO — 143

DER BIBERPELZ — 143

EIN ABEND BEIM BULGARISCHEN KÖNIGSPAARE — 150

S. M. — 154

DIE KRETENSISCHE FRAGE __ 160
DON MÜNZ __ 166
TOLSTOI, WENN ER DAS NOCH ERLEBT HÄTT __ 170
DER NACHRUF __ 171
PRO DOMO ET MUNDO __ 173
DIE NEUE ART DES SCHIMPFENS __ 177
ZUM GESAMTBILD DER KULTURENTWICKLUNG __ 183
EIN KLAGELIED __ 187
EIN WEITVERBREITETES MISSVERSTÄNDNIS __ 188
RITTER SONETT UND RITTER TONREICH __ 190
INTERVIEW MIT EINEM STERBENDEN KIND __ 193
HARAKIRI UND FEUILLETON __ 195
EIN VORURTEIL __ 205
NACHTS __ 205
TOD UND TANGO __ 212

II. 1914—1919

IN DIESER GROSSEN ZEIT __ 221
EIN TAG AUS DER GROSSEN ZEIT __ 235
DER ERNST DER ZEIT UND DIE SATIRE DER VORZEIT __ 237
ELEGIE AUF DEN TOD EINES LAUTES __ 242
ZUM EWIGEN GEDÄCHTNIS __ 246
LANDSCHAFT __ 252
DIE FUNDVERHEIMLICHUNG __ 252
BEKENNTNIS __ 258
DER REIM __ 259
JUGEND __ 261
INSCHRIFTEN __ 265
ZUM EWIGEN FRIEDEN __ 267
WELTGERICHT __ 268
NACHRUF __ 272

III. 1920—1933

DIE ALLERLETZTEN TAGE DER MENSCHHEIT __ 285
FRANZ JOSEPH __ 289
DU HERR OBERST! __ 289

ICH — 293
DIE GRÜSSER — 294
TODESFURCHT — 297
VAZIERENDE LÖWEN — 299
REKLAMEFahrTEN ZUR HÖLLE — 303
DIE TREUHÄNDER DER KULTUR — 307
VOM GROSSEN WELTTHEATERSCHWINDEL — 314
BUNTE BEGEBENHEITEN — 320
HOCHZEITSGÄSTE — 322
NÄCHTLICHE STUNDE — 324
INSCRIFTEN — 324
WIR ZWEI — 325
AN MEINEN DRUCKER — 330
DIE AUSWIRKUNGEN UND FOLGEN DER RUSSISCHEN REVOLUTION
FÜR DIE WELTKULTUR — 331
WARUM VADIENT DER JUDE SCHNELLER UND MEHR JELD
ALS DER CHRIST — 333
DE LEGE FERENDA — 336
INSCRIFTEN — 336
VOR DEM SCHLAF — 339
DER RING DES LIPPOWITZ — 340
PRETIOSEN — 344
MAGIE DER LETTERN — 346
WAS SHAKESPEARE DAZU SAGT — 348
WEG DAMIT! — 352
ZUM GEBURTSTAG DER REPUBLIK — 353
WAS SICH UNTER DEN GESTIRNEN TUT — 353
WIE SIE WURDEN — 353
ATMOSPHÄRE — 354
WIEDERSEHEN DES TAGES — 356
PROMESSE — 356
FÜR HILDEGARD SCHELLER — 359
NACH DREISSIG JAHREN — 365
REVANCHE — 376
ZUR SITUATION — 376
TIMONS MAHL — 381
ICH WAR ANGEWIDERT — 387
GROSSMANN MACHT MIR EINE SZENE — 391

»AN DER SCHWELLE DES GOETHE-JAHRES« — 393
UND DANN KOMMT PLÖTZLICH EIN TAG — 398
DIE SPRACHE — 399
MAN FRAGE NICHT ... — 403

*HANS WOLLSCHLÄGER: DIE INSTANZ K.K.
ODER UNTERNEHMUNGEN GEGEN DIE EWIGKEIT
DES WIEDERKEHRENDEN GLEICHEN — 405*

FRIEDRICH PFÄFFLIN: NACHBEMERKUNG — 431

PERSONENREGISTER — 434

Vom Wahnsinn des Unterfangens

ein so riesiges Lebenswerk auf nur ein Prozent zu reduzieren, könnte mit jedem Recht verlangt werden, daß er wenigstens Methode habe. So muß der Herausgeber gleich an den Eingang dieser Auswahl das Geständnis setzen, wie wenig sicher er ihrer Methodik ist, ja daß er an ihrer Grundberechtigung schlechterdings zweifelt und das Bewußtsein, an einer zerstörenden Tat mitzuwirken, nur unvollkommen mit dem Wunsch beschwichtigen kann, so vielleicht doch einer zum Großen Ganzen immer seltener fähigen Leserschaft die Annäherung zu erleichtern, und mit der Gewißheit der Unzerstörbarkeit dieses Ganzen, das auch im Fragmentarischen seine Kraft bewahren und bewähren mag. Der Leser, der mit der Erscheinung Karl Kraus hier zum erstenmal bekannt wird, möge in seinem berechtigten Staunen denn auch Platz für ein Stück Schuldgefühl lassen – dafür, daß dieses Bekanntwerden vom Werk selbst erst durch ein Opfer ermöglicht werden mußte, dessen Größe voll zu erfahren er, der Leser, vielleicht angeregt wird.

Das gigantische Werk der Zeitschrift *Die Fackel*, die Karl Kraus 1899 bis 1936 in Wien herausgab und, nur anfangs mit wenigen Mitarbeitern, schließlich allein schrieb, nahezu 23.000 ›Normalseiten‹ Prosa, ein Phänomen der Kultur- und Gesellschaftskritik, wie die Weltliteratur kein ähnliches hat, und ein Phänomen der Weltliteratur selbst zugleich, wie die Kultur- und Gesellschaftskritik kein ähnliches hat, ist durch eine Auswahl nicht repräsentierbar. Nicht nur muß die durchdringende Systematik, zu der sich die Fülle verdichtet, dabei unsichtbar bleiben; auch die kunstvolle innere Komposition der *Fackel*-Hefte wird so zerbrochen. Hinzu kommt, daß es im Ganzen eigentlich keine ›Nebenarbeiten‹ gibt, die voll entbehrlich wären: – der Blick der Nachwelt, die sich den Relevanz-Gesichtspunkt leistet, ist selten ungetrübt von nachlassender Sehkraft und hält oft einfach für unbedeutend, was nur ihrem Wissensstand in seiner Bedeutung verloren gegangen ist.

Ein Extrakt aus der *Fackel* läßt sich nicht bilden; jede Auswahl, die ihr Wesentliches erfassen wollte, ist dazu verurteilt, unterhalb seiner zu bleiben und Stückwerk.

Karl Kraus hat selber Auswahlbände zusammengestellt (und seine Texte dabei einer äußerst skrupulösen nochmaligen Durchfeilung unterzogen), aber sie folgten durchweg dem Thematisierungs-Prinzip und bedeuteten keine Verwerfung der zurückgebliebenen Kontexte; auch stellen sich die ›Ausgewählten Schriften‹ als ein unabgeschlossener Arbeitsprozeß dar, den für den Autor posthum fortzusetzen niemand befugt ist: sie enthalten Endgültiges, ziehen aber keine endgültige Grenze. Müßte so die Nachahmung des Verfahrens schon gegen Kraus selbst verstoßen, so erst recht der Versuch, seine eigenen Sammlungen ein weiteresmal zu reduzieren – zum Zweck der Wiedervereinigung in ein einzigen Lesebuch. Was der Herausgeber darin vorlegt, ist denn methodisch noch weniger als ein Kompromiß und muß seine Ohnmacht einbekenennen: gegenüber dem Autor, vor dem jede Vermittlung zu seinen Lesern ohnehin im Unrecht bleibt, wie gegenüber den Lesern selbst, deren Verständnis zwangsläufig überfordert werden mußte.

Die Auswahl versucht, einen Weg durch die Entwicklung der *Fackel* abzustecken und hat deshalb alle Verbindungsprinzipien zugunsten der Chronologie vernachlässigt. So treten Glossen und Gedichte, Essays und Aphorismen in der gleichen Verschränkung auf, in der sie für die *Fackel* entstanden. Der Wunsch, deren Vielseitigkeit auch im Thematischen wenigstens aufscheinen zu lassen, zwang zu weiteren Verzichtleistungen: so zu der auf die schon rein quantitativ großen Texte zugunsten der kleineren. Gerade die mächtigsten Essays, die sich fortsetzenden Polemik-Reihen gegen die Großgegner, von Harden bis Bekessy, mußten so sämtlich vor der Umfangsbegrenzung zurücktreten, – gerade das zentrale Werk auch mußte zurücktreten, das wie kein anderes den Namen seines Autors für die ganze unbegrenzte, aber endliche Dauer des kriegführenden Planeten am Leben erhalten wird: *Die letzten Tage der Menschheit*. Es ist in Teilstücken entstanden und vorpubliziert worden; zu ihnen aus seiner Totalität zurückzukehren, schien jedoch unstatthaft: sie ist, seine Totalität, ein Form- und Sinnergebnis, das nicht widerrufen werden darf.

Der Herausgeber muß freilich auch hier eine Inkonsequenz eingestehen: in einem Fall hat er das sich selbst gesetzte Verbot, Textteile in dieser Auswahl zu separieren, durchbrochen, und zwar beim *Nachruf* auf den Weltkrieg – »sicherlich dem stärksten Kriegsfluch, der in deutscher Sprache geschrieben wurde«, wie Kraus selber wußte (*Die Fackel* 787-94, 69), und, wie der Herausgeber weiß, der gern die den Oberlehrern aller Sorten zukommende Zurückhaltung verläßt, dem vielleicht gewaltigsten Prosastück der Weltliteratur überhaupt. Es in einer Kraus-Auswahl unvertreten zu lassen, ging einfach nicht an, und wenn schon dem Ganzen das volle Viertel dieses Bandes, das es beansprucht hätte, nicht zur Verfügung stehen konnte, so sollte doch seine Schlußperiode den unterirdischen Text, in dem die ganze Welterscheinung untergraben wird, in seiner Mündung zeigen und Mut wecken zum Betreten seiner Tiefe: er mag als das Zentrum dieser Auswahl wie der gesamten *Fackel*-Satire erkannt werden.

Das Lesebuch schließt mit dem Todesgedicht vom Entschlafenen Wort, mit dem Karl Kraus die Heraufkunft des nicht mehr satirefähigen deutschen Banditenstaates beantwortete; was er danach, bis zu seinem physischen Tod 1936, noch publizierte, vor allem die große Begründung *Warum die Fackel nicht erscheint* und ihr erst posthum erschienenenes Seitenstück *Dritte Walpurgisnacht*, leitete die Zukunft der *Fackel* ein, als Prophetie wie zugleich als Übergang in die Symbolik des Bedeutend-Allgemeinen, zu der alle ihre Topoi inzwischen gehören. Die Auswahl mündet demgemäß ins Offene: mit ihrem Schluß möge die eigentliche Kraus-Lektüre erst beginnen.

Was in diesem Band freiwillig und mit Bedacht fehlt, ist ein Anmerkungsstück üblichen Musters, also jene beamtenhafte Datenbeigabe, die sich in der Regel wie eine Leistung der Einwohnerbehörde ausnimmt, ebenso überflüssig ist und mit ihren meist hochgradig zufälligen Nase- und Binsenweisheiten der Belästigung des Rückblätterns nur den schlechten Scherz der Düpierung hinzufügt: – dergleichen ist selten mehr als akademische Zeilenschinderei und mißbräuchliche Papierbenutzung. Freilich ist eine kritische Kraus-Ausgabe längst überfällig, und der Apparat, den sie zu leisten hätte, müßte gerade bei der *Fackel*-Sprache, der jedes Zeitdetail zum schillernden Allusionsmaterial wurde, hochpräzise

Annotationen und Querverweisungen bringen, die den gesamten Tages-Wissensstand zum Zeitpunkt der Textentstehung aufschlüsseln. Ein solcher, einzig sinnvoller Apparat – und daß die Vereinigte Germanistik zu seinen Gunsten den Krempel, mit dem sie ihre hochdotierten Jahre verbringt, eine Zeitlang beiseite tun könnte, ist wohl eine unzulässige Erwartung – ein solcher Apparat wäre für ein Lesebuch, für das ihn der Herausgeber gern als Modell vorgelegt hätte, zu umfangreich ausgefallen und hätte den der Werkauswahl gezogenen Rahmen in unververtretbarer Weise weiter verengt; ja, er hätte von diesem Band das Doppelte seines Umfangs verlangt.

So bleibt einstweilen nur weiter die Möglichkeit, sich auf Karl Kraus selbst zu berufen, der die »Aktualität« seiner Texte geradezu erst mit dem Erlöschen ihrer Stoffkenntnis beginnen sah, und die bloße Hilfeleistung zu unterlassen. Der Leser ist, durch den Autor selbst, aufgefordert, diese Schwierigkeit begreifend zu überwinden – bei Strafe des Unverständnisses, vor der auch Klugheit nicht schützt. Es wird ihm aber leichter gelingen, als er selber meint. Denn tatsächlich waren fast alle Namen und Ereignisse schon bei ihrem Übergang in die *Fackel* zu funktionellen Repräsentanten des Welt-Anblicks geworden; heute sind sie, durch die *Fackel*, fast rein abstrakte Begriffe. Daß der Leser sie nicht kennt, gehört zuletzt viel weniger zu seiner Wissens- als zu seiner allgemeinen Wortschatzarmut: – er möge sie, statt ihrer Etymologie nachzугrübeln, einfach lesen lernen.

Er möge, der Leser, an diesem Lesebuch aus Karl Kraus lesen lernen überhaupt.

Bamberg, Mai 1979

H. W.

Für Lola.

I

1891—1913

DIE UNABHÄNGIGEN.

Es sei mir gestattet, in Kürze mein geistiges Vorleben zu skizzieren, bevor ich es unternehme, von selbständiger Tribüne zu einem Forum zu sprechen, auf welchem Dank dem Marktgeschrei der täglich zweimal verfälschten öffentlichen Meinung der ehrliche Mann sein eigenes Wort nicht hört. Ich habe es bisher nicht über den Ruhm hinausgebracht, in engeren Kreisen missliebig geworden zu sein. Zum Hasse einer literarischen Coterie, deren anmaßendes Streberthum und hochstaplerisch durch Geckeereien und allerlei Niedlichkeiten verdecktes Unvermögen ich mir zu enthüllen erlaubte, hat sich die Wuth einer neuestens organisierten politischen Radautruppe gesellt. Sie nennen sich »Zionisten«, möchten in dem durch nationale Krakehle sattsam verunreinigten Österreich den Bestand einer neuen, der jüdischen Volkheit behaupten und harmlosen Passanten, die glücklich den antisemitischen Kothwürfen entgangen sind, Sehnsucht nach dem gelobten Lande aufdrängen. Eine kleine Satire, zu der mich dies muntere Treiben anregte, hat mich in der Folge jene bekannte Rachsucht verkosten lassen, »die da ahndet bis ins dritte und vierte Glied«, und aus jener unpolitischen Wuth, wie sie nur die Angehörigen einer noch ungeübten Nation so offen bethätigen können, ergoss sich ein rothes Meer von Beschimpfungen über mich, durch das trockenen Fußes hindurchzukommen auch mir gelang, der von dem projectierten Auszug in das gelobte Land so entschieden abgerathen hatte.

Mein Sündenregister wäre unvollständig, vergäße ich die Erwähnung des Kampfes, den ich in mehreren periodisch erscheinenden Druckschriften seit einer Reihe von Jahren gegen die periodisch erscheinenden Dummheiten und Lächerlichkeiten unseres politischen, gesellschaftlichen und literarischen Lebens geführt habe. Freilich, nicht immer mit der zum Angriff nöthigen Lust, weil — ja, weil gewisse Rücksichten, die selbst die Herausgeber anständiger oder, um ein milderes Wort zu gebrauchen, »unabhän-

giger« Blätter gewissen Cliques schuldig zu sein glauben, nun einmal kein befeuerndes Motiv sind. Wenn ihm der ursprüngliche Antrieb freier Wahl genommen, steht der kritische Losgeher selbst den von oben bewilligten Opfern theilnahmslos gegenüber. Nicht die Censur des Staatsanwalts habe ich gefürchtet, vielmehr die intimere eines Chefredacteurs, die, wenn ich socialen Ekels voll, einmal in das schändliche Hausierertreiben unserer Literaten, in die Zusammenhänge von Theater und Journalistik hineinfahren wollte, mit weicher Sorglichkeit all' den Ärger in fernere Regionen abzulenken bemüht war. Galt es, dem Publicum endlich die Augen zu öffnen über eine Pressgenossenschaft, welche, feil bis auf die Knochen, die vom halb verwesenen Liberalismus noch übrig geblieben sind, eine ungeahnte Werbekraft für jede von ihr bekämpfte Idee entfaltet und durch eine klägliche Opposition dem Antisemitentross täglich neue Anhänger zuführt — galt es diese oder jene von dem Treibhaus der Wiener Eitelkeiten ängstlich ferngehaltene Wahrheit auszusprechen, dann wurde mir gewiss der Stilschnitzer in der letzten Rede des Ackerbauministers entgegengehalten, den zu bekämpfen mein heiliges Amt sei.

Aber ein Kind, das von Schmerzen geplagt ist, pflegt sich im Anblick der ihm beharrlich entgegengehaltenen Puppe erst recht nicht zu beruhigen, und so ließ ich denn die schönste Gelegenheit, ein auskömmliches Dasein durch das in den weitesten Familienkreisen noch immer für »Kühnheit« gehaltene Anulken der allwöchentlichen österreichischen Minister zu führen, im Stiche, warf den Maulkorb in den Papierkorb und gieng ...

Jetzt lag er hinter mir, der Kreis der wahrhaft Unabhängigen, die pseudonym und manchmal sogar mit vollem Namen jeder Regierung an den Leib rücken, die den Muth haben, dem Grafen Thun »Sie« zu sagen, und weil sie alles, nur nicht den aufreibenden Kampf gegen das Geschmeiß im eigenen Hause wagen, ihrer Oppositionslust einen »weiten Horizont« zusprechen möchten. »Zu Hass und zur Verachtung gegen die Regierung« aufgereizt oder gar die Majestät beleidigt — mehr als eine Confiscation kann bei der Beliebtheit des objectiven Verfahrens da nicht passieren; unternähme man es jedoch, ausnahmsweise einmal das schmutzige Cartell journalistischer Theaterpaschas aufzustöbern, so wäre das — man lebt ja in traulicher concordia — nicht nur incollegial, es

trüge auch sicher allerlei »subjective Verfolgung« ein, die schmerzhafter ist und weniger reclaimedienlich als die vom Staatsanwalt besorgte objective. Und endlich: den Ackerbauminister, der selten zu Premieren geht, lernt man nie persönlich kennen, während man doch über Herrn Siegfried Löwy bei allen besseren Gelegenheiten stolpert. Die Directive für einen unabhängigen Journalisten lautet also: Die Umgebung bleibe sacrosanct; auf Wiener Boden sind natürlich die Antisemiten anzugreifen; in der innern und äussern Politik Österreichs hat man reichliche Auswahl, und wenn man dann den einen Sectionschef und die zwei liberalen Abgeordneten, die der Herausgeber von Jours her kennt, nach heißen Kämpfen abzieht, erübrigt noch immer ein weites Feld zur Bethätigung der wahren Unabhängigkeit ...

Wer selbst den journalistischen Tagelöhnern der Lüge, den Officiösen der Regierung oder des Capitalismus jedwede Schweinerei als ein geheiligtes Gewohnheitsrecht nachsehen wollte, den müsste die Heuchelei der angeblich unbefleckten Wöchnerinnen des Zeitungswesens in Harnisch bringen. Dort, wo zu keinem Amt, keiner Finanzgruppe, ja zuweilen selbst zu keiner Meinung Beziehungen nachweisbar sind, stellt sich pünktlich die Rücksicht auf tausend gesellschaftliche Machtfactoren ein. Hat man sie nicht, so borgt man sich sie von der nächstbesten liberalen Zeitungsredaction aus, und das große Tagesblatt wird nicht verfehlen, bei jeder Gelegenheit auf die junge aufstrebende Revue hinzuweisen, die so freudig ein ansehnliches Segment seines Interessenkreises auf sich genommen hat.

So sehen wir das bischen Aufmerksamkeit, das unser Publicum nach erledigter Leibblattlectüre für bedrucktes Papier noch zu vergeben hat, in unverantwortlicher Weise allwöchentlich von Neuem missbraucht. Wer sich zum Abonnement einer Revue aufgerafft hat, fühlt sich um seine Erwartung, hier noch jene Wahrheit zu finden, die in der Tagespresse Raummangels halber ewig im »Übersatz« bleiben muss, schmähschlich betrogen: Statt frisch zugreifender Socialkritik und rücksichtsloser Auffassung aller Actualitäten nichts als eine hochmüthige Sachlichkeit, dazu die gangbaren politischen Radicalismen, von einem Hohn durchtränkt, der etwa nach Prossnitz zuständig ist, und einer Unentwegtheit, die nach irgendeinem freisinnigen Bezirksverein weist — und alles dies mit einer Selbst-

zufriedenheit vorgebracht, als ob der Völkerfrühling ein Quartalswechsel und die Machthaber die »noch rückständigen Abonnenten« wären. Ein ewiges Kokettieren mit der Correctheit einer Verwaltung, die zuweilen sogar die Aufnahme von Bankinseraten verweigert; aber die politisch und finanziell so prononciert reinen Hände scheuen sich nicht, dem nächstbesten Literaturdelinquenten, wofern er nur dem bekannten »Wiener Milieu« angehört, willfährig sich entgegenzustrecken ...

Ich habe rückschauend der Plage des Wochenchronisten in unfreiem Kreise gedacht und noch einmal wie von weiter Ferne gesprengte Ketten rasseln gehört. Ohne Wehmut scheide ich von einer Welt der »angenehmen Verbindungen«, seit langem schon, weil man den Störer der Gemüthlichkeit und des liberalen Ringelreihens in mir gewittert, scheel angesehen — bald vielleicht ein Vervehmter. Kein freundlicher Warner wird künftig der unbesiegbaren Lust, Gesellschaftsgötter zu lästern, tactische Bedenken entgegenhalten, kein Chefredacteur, zitternd um seine Beziehungen, hinter meinem Rücken stehen und besorgt, ich könnte mich an Näherliegendem vergreifen, mit suggestiv warmer Stimme mir beständig in die Ohren raunen: »Aber — so machen Sie sich doch über den Ackerbauminister lustig! ...«

[F 1, Anfang April 1899, 4-8]

ATTA TROLL.

Herr Wessely hat sich gegen Heine ausgesprochen, Herr Noske hat sofort eine Action eingeleitet, um das Grab des Dichters mit einem Kranz zu schmücken. Eine Reihe ähnlicher Kundgebungen steht noch in Aussicht. Sollten sie durchgeführt werden, so wird über die »Affaire« noch ein abschließendes Wort zu sagen sein. Für heute nur die Bemerkung, dass Herr Frischauer in Paris den ganzen Rummel: die klobige Entrüstung des Wiener Stadtrathes, die Verlegenheit des Wiener Männergesangsvereines und die Tempelklagen der Wiener liberalen Presse, durch sein erfundenes Telegramm verschuldet hat. Offenbar wollte der Pariser Correspondent der »Neuen Freien Presse« für einen Collegen, der

auch Pariser Briefe geschrieben hat, und der überdies der Bruder des ehemaligen Chefredacteurs des ›Fremdenblatt‹ Freiherrn v. Heine war, etwas thun. Herr Benedikt benützte die Gelegenheit zu einer Charakteristik Heines, die mit den Worten begann: »Töne hat er gefunden — —« (was soll ich Ihnen sagen): — Herr Benedikt versichert, dass »nur Deutsche Heine ganz in sich aufnehmen« können. Und wir hatten bisher geglaubt, dass gerade die Leser der ›Neuen Freien Presse‹ ein Specialverständniß für Heine besitzen. Wenigstens wurde der Dichter den gleichgiltigen Rüpeleien des Stadtrathes gegenüber in diesen Tagen beharrlich und mit seltener Ungeschicklichkeit als ein jüdisches National-Heiligthum vertheidigt. Herr Benedikt preist den Sänger so vieler schöner Volkslieder. Aber jeder Zeile seines Leitartikels merkt man es an, dass er die ganze Lyrik Heines einer einzigen Stelle seiner Prosaschriften zu opfern bereit ist, jener einen Stelle, da Heine das Lob der Schaletspeise singt und die Hoffnung ausspricht, dass einst die christliche Kirche, »wenn ihre heiligsten Symbole, sogar das Kreuz, seine Kraft verloren«, den Schalet adoptieren werde ... Einen Gesichtspunkt gibt es für mich, von dem aus in der ganzen Sache klar zu sehen ist. Stellen wir uns doch, anstatt über die belanglose Rohheit und Unbildung Einzelner Jeremiaden anzustimmen, vor eine Wahl. Was ist förderlicher für die jetzt so sehr beschrieene »Cultur«: Wenn die Greißler von einem Lyriker nichts wissen wollen oder wenn die Börseaner sich seiner annehmen?

[F 45, Ende Juni 1900, 22-23]

WITZBLÄTTER.

Die Verurtheilung des Eigenthümers der ›Pschütt-Caricaturen‹ gibt mehreren Lesern Gelegenheit, Klagen über die durch keines Staatsanwaltes Arme zu dämmende Witzblattseuche anzustimmen. Ich werde aufgefordert, mich eingehender mit den colorierten Pestbeulen der Wiener Journalistik zu befassen. Aber ich fühle mich stark genug, der Verlockung zu widerstehen. Die Wiener Witzblätter verunglimpfen, hieße sich einen Einfluss auf die erotischen Functionen der Wiener Kaffeehausbesucher anmaßen.

Und das liegt mir, wie jeder »Eingriff ins Privatleben«, ferne. Die politische Presse hat nicht Dienerin, sondern Erzieherin der Menge zu sein; sie ist angriffswürdig, wenn sie ihr Geschäft besser als ihre Culturmission wahrnimmt und Pöbelinstincten zu willfahren beginnt. Die illustrierte Witzpresse bleibt in ihrem Geleise, wenn sie die Pöbelinstincte ausnützt; sie darf geistig nicht höher gestimmt sein als der Leser, dem sie Bedürfnisartikel ist. »Pschütt-Caricaturen«, »Bombe«, »Humorist«, »Caricaturen«, »Wespen«, »Kleines Witzblatt« u.s.w. sind so ekelhaft, wie es ihr Publicum verlangt, nicht ekelhafter als ihr Publicum. Erfreulich ist, dass das Absatzgebiet dieser völlig humorfreien und zumeist sudelhaft hergestellten Presserzeugnisse von Jahr zu Jahr schmaler wird, traurig, dass noch immer das Kaffeehaus, das heimische wie das norddeutsche, die Domäne des Geistes bildet, der sich selbst »pschütt« nennt. Seit zwanzig Jahren hat sich der Inhalt dieser Literatur nicht geändert. Die Typen, die dem Nachtleben von einst entnommen waren, sind ausgestorben, aber die alten Clichés werden noch immer verwendet, und die unkünstlerisch hergestellten Zeichnungen veranschaulichen uns noch immer den an einem Buffet charmierenden Lieutenant, den Herr Köystrand vor Jahren beobachtet hat, noch immer die auf dem Sofa lungierende Lebedame, hinter der eine »Wurzen« steht, Rauchwolken ringelnd und die Chancen eines Seebades erwägend. Der Text ist jedesmal erneuert, aber er dreht sich nach wie vor um den galanten Geschäftsbetrieb.

Auch viele Pariser Witzblätter sind obscön, aber man weiß, dass an diesen wirkliche Künstler des modernen und mondainen Illustrationsgenres thätig sind. Unsere Witzblätter sind nur gemein und albern, in Wort und Bild: nichts als Fachblätter für die Interessen der Prostitution im redactionellen wie im Annoncen-theile. Und es lässt sich leider nicht in Abrede stellen, dass man in Deutschland »Caricaturen« und »Bombe« nach wie vor als die Repräsentanten der Wiener Literatur und des wienerischen Geistes betrachtet und allwöchentlich mit Ungeduld erwartet. Da mangelnde Grazie in erotischen Dingen der norddeutschen Art immerhin nicht fernliegt, so setzt die hohe Meinung, die man in Berlin von den Wiener Witzblättern hat, eher den norddeutschen als unseren Geschmack herab. Und es ist nicht jene beleidigende

Sympathie für das Oesterreichische, jenes hochmüthige Ergötzen an inferiorer »Gemüthlichkeit«, das sonst den Ton norddeutscher Gastfreundlichkeit bestimmt. Bismarck freilich, der die Mitarbeit der ausgesuchtesten Dummköpfe Oesterreichs an den »Hamburger Nachrichten« mit Wohlgefallen sah, mochte es zufrieden sein, dass den Deutschen die die Berliner Kaffeehäuser überschwemmende Witzbelletristik als das untrügliche Spiegelbild österreichischen Lebens galt. Aber uns kann es zur Genugthuung reichen, dass die Norddeutschen dort noch immer Grazie und Feschheit sehen, wo wir längst nichts anderes mehr als Ekel und Langeweile empfinden, dass die Berliner Lebewelt sich reinen Herzens heute noch an einer Sorte von »Pikanterie« erquickt, über deren Monotonie und Widerwärtigkeit der gute Geschmack bei uns längst schlüssig geworden ist. Es bedarf nur mehr eines solidarischen Vorgehens der Cafetiers, die einfach den Muth haben müssten, sich eine Ersparnis von mehreren Jahresabonnements zu gönnen: sie können bei der Erziehung ihres Publicums nur profitieren. Es ist noch immer ein erquicklicherer Anblick, ergraute Sectionschefs auf der Stadtbahn sich in die Lectüre des »Kleinen Witzblatt« vergraben als im Kaffeehause am Sonntag junge Haustöchter einander die »Pschütt-Caricaturen« entreißen zu sehen.

*

[F 76, Anfang Mai 1901, 10-12]

In Nr. 76 bin ich den colorierten Pestbeulen der Wiener Journalistik nahegekommen. Eine gieng auf. Sie fühlte sich getroffen und wollte beweisen, dass sie keine sei. Herr Leopold Spitzer, Eigenthümer der »Wespen«, gieng hin und klagte mich an. Damals erfuhr ich, dass der Eigenthümer der »Wespen« Spitzer heiße. Das setzte mich weniger in Erstaunen als sein Entschluss, mich anzuklagen. Ich hatte sein Organ unter den anderen den Fachinteressen der Prostitution dienenden Journalen erwähnt und bestimmt darauf gerechnet, dass die »Wespen« es als ein Compliment auffassen würden, in einem Athemzuge mit den »Pschütt-Caricaturen« genannt zu werden; denn welches Blatt könnte es wagen, sich diesem in der Technik der coloristischen Schweinerei zu vergleichen? Aber nein. Eines Tages wird mir aus meiner Ad-

ministration telephonisch zugerufen, die Staatsgewalt sei anwesend und confisciere im Auftrage des Herrn Spitzer die noch vorhandenen Exemplare der 76. Nummer der ›Fackel‹; Herr Spitzer, das seien die ›Wespen‹, die ›Wespen‹ seien nicht geschmeichelt, sondern beleidigt und das Landesgericht habe die Beschlagnahme des beleidigenden Artikels verfügt. Damals ist mir die Staatsgewalt als eine Märtyrerin erschienen. Sie erkennt gewiss die heilsame Nothwendigkeit, Presserzeugnisse wie die ›Wespen‹ mit Feuer und Fackeln zu vertilgen. Einen Monat vorher hatte sie den Eigenthümer der ›Pschütt-Caricaturen‹ subjectiv verfolgt, und die Zustimmung aller reinlichkeitsliebenden Kaffeehausbesucher war damals nur durch das Bedauern getrübt, dass die Staatsgewalt neun Jahre liberaler Duldung brauche, um im zehnten zu einer energischen Action gegen die Witzblattpest auszuholen. Da ich die subjective Verfolgung der illustrierten Schandliteratur fortsetzte, konnte ich mir schmeicheln, freiwillig ein im besten Sinne officiöses Werk zu verrichten. Und nun, da ich's begonnen, fährt mir das k. k. Landesgericht dazwischen? Legt seine schützende Hand auf die geheiligte Person des Herrn Leopold Spitzer? Beauftragt die Polizei, jene Nummer der ›Fackel‹ den Augen der Oeffentlichkeit zu entziehen, in der über die ›Wespen‹ und verwandte Blätter gesagt ward, was niemand geringerer als der Staatsanwalt ein paar Wochen zuvor gesagt hatte? Sollte ich, weil ich mich um das Gemeinwohl verdient gemacht, nach Athener Sitte, wenn schon nicht lebenslänglich, so doch durch ein paar Monate auf Staatskosten gespeist werden? Nun, Herr Spitzer war, wiewohl ich seinen mir bis dahin unbekannten Namen überhaupt nicht genannt hatte, »beleidigt« worden, und dem formalen Anspruch auf Beschlagnahme und Einleitung der Voruntersuchung gegen mich konnte sich das Gericht nicht entziehen. Der Arm der Gerechtigkeit mag, sagte ich mir, gezögert haben, die Hand des Herrn Spitzer, die sich ihm entgegenstreckte, zu fassen; aber er konnte, wo äußerlich so etwas wie ein »Thatbestand« gegeben war, nicht gut zurück. Es ist eben eine der empfindlichsten Lücken in unserem Strafgesetz, dass dort nicht ausdrücklich gewisse Beleidigungen freigegeben, wenn nicht geradezu empfohlen sind, dass es nicht gestattet ist, ein Wiener Witzblatt eine Pestbeule, die ›Wespen‹ ein Fachblatt für die Interessen der Prostitution zu nennen.

Ich gab denn auch bei der Einvernehmung meinem Bedauern über diesen Mangel Ausdruck und condolierte der Justiz, die zur Rehabilitierung des Herrn Spitzer den ganzen, so zeitraubenden Apparat in Bewegung setzen müsse; und der Hoffnung, dass ein neues Strafgesetz Eigenthümer schweinischer Zeitungen außerhalb des gemeinen Rechtes stellen und so gegen jede »Ehrenbeleidigung« gewissermaßen immunisieren werde, vermählte sich die Freude, dem Kampf gegen die Witzblattpest nun bald auch das resonanzkräftigere Forum des Gerichtssaales zu gewinnen. Ich weiß, dass die Herren im Landesgericht für ein paar heitere Augenblicke zwischen Stunden trockener Bureauarbeit nicht undankbar sind, und ich kann verrathen, dass seit dem Tage, an dem Herr Otto Frischauer mich belangen wollte, weil ich ihn einen klebrigen Herrn geheißten hatte, in den Zimmern des grauen Hauses nicht so herzlich gelacht worden ist wie damals, als die Meldung des Herrn Spitzer, dass jemand die »Wespen« beleidigt habe, einlief und als Herr Spitzer persönlich erschien, um den Schritt der rächenden Gerechtigkeit zu beschleunigen. Ja, ich glaube, dass die Anzeige des Eigenthümers der »Wespen« sogar mehr Heiterkeit geweckt hat als je eine Nummer der »Wespen« selbst. Und so gebe ich sie denn mit allen grammatikalischen und orthographischen Eigenthümlichkeiten des Originals wieder:

Eingelangt etc. 22. Mai 1901.

Pr. XXXV 153/1
I

Hochlöbliches k. k. Landesgericht!

Herr Karl Kraus, Herausgeber und verantwortlicher Redacteur der periodischen Druckschrift »Die Fackel«, hat in seiner anfangs Mai erschienenen Nr. 76 auf Seite 10, 11 und 12 unter der Aufschrift »Witzblätter« unter andern auch das von mir herausgegebene Witzblatt »Die Wespen« als Pestbeule der Wiener Journalistik als ekelhaft und sudelhaft hergestelltes Presserzeugnis hingestellt, er hat dasselbe nur als gemein und albern in Wort und Bild, nur als Fachblätter für die Interessen der Prostitution bezeichnet und auf diese Weise Schmähungen gegen mein Journal gebraucht, durch welche ich mich in meiner Ehre schwer gekränkt fühle.

Ich klage deshalb Herrn Karl Kraus wegen Vergehens nach §§ 488, 491 St. G. an und stelle durch meinen in A ausgewiesenen Anwalt die ergebene Bitte:

Das hochlöbliche k. k. Landesgericht geruhe den Angeklagten nach dem Gesetze zu bestrafen bezw. den Act an das k. k. Bezirksgericht Josef-